

Aufgaben einer zeitgenössischen Metaphysik*

VON BÉLA WEISSMAHR S. J.

Vorbemerkungen

„Aufgaben einer zeitgenössischen Metaphysik“, so lautet der Titel dieses Beitrags. Aus dieser Formulierung ist schon zu entnehmen, daß ich Metaphysik für möglich halte, sonst würde ich nicht über ihre Aufgaben handeln. Die Berechtigung meiner Überzeugung muß ich freilich noch aufweisen.

Was verstehen wir unter „Metaphysik“? Dazu muß hier am Anfang etwas gesagt werden, denn das Wort wird heute in den verschiedensten Bedeutungen verwendet. Anknüpfend an die klassische metaphysische Tradition möchte ich die Metaphysik von der metaphysischen Frage her bestimmen, auf deren Unausweichlichkeit selbst Kant hingewiesen hat, indem er die Metaphysik zumindest als Naturanlage für gegeben ansah. Denn wir Menschen können es nicht vermeiden, metaphysische Fragen zu stellen, d. h. nach dem Letzten und Umfassenden zu fragen, uns nach dem Grund aller Wirklichkeit, nach dem Sinn des Daseins zu erkundigen, uns also auf Fragen einzulassen, die über die wahrnehmbare Gestalt dieser Welt hinausgehen. In dieser Perspektive verstehe ich dann die Metaphysik als jene philosophische Disziplin, die sich vornimmt, auf diese umfassenden Fragen rational begründete und systematisch entfaltete Antworten zu geben und dadurch zu einem allgemeingültigen und notwendigen Wissen hinzuführen. Der Anspruch der Metaphysik ist also hochgesteckt, der Metaphysiker leidet im allgemeinen nicht unter Minderwertigkeitskomplexen. Das macht ihn auch in den Augen vieler so unsympathisch.

Da die Metaphysik beansprucht, zu einem notwendigen und allgemeingültigen Wissen hinzuführen, kann sich das Wort „zeitgenössisch“ unseres Titels im Zusammenhang mit den Aufgaben der Metaphysik – so scheint es jedenfalls zunächst – gar nicht auf die Inhalte beziehen, sondern nur auf die Weise, wie diese Inhalte dargeboten werden müssen. Doch ist sofort zu bemerken, daß die für das heutige Denken angemessene und somit zeitgenössische Weise der Darstellung des an sich stets gültigen Wissens die Wissensinhalte selbst berührt. Wenn es nämlich um die letzten Fragen geht, sind der Inhalt und die Weise, diesen Inhalt zu erfassen, viel enger miteinander verbunden, als das in *den* Wissenschaften der Fall ist, die sich auf einen begrenzten Gegenstand richten.

Bevor ich mich meinem eigentlichen Thema zuwende, sei hier noch eine letzte einleitende Bemerkung gemacht: Aus der engen Verbindung zwischen dem Inhalt der Metaphysik und der Darbietung dieses Inhaltes folgt auch, daß man nicht *über* die Aufgaben einer zeitgenössischen Metaphysik reden kann, ohne die Lösung dieser Aufgaben in Angriff zu nehmen, oder sie zumindest anzudeuten. Indem man sich also auf die Bestimmung dieser Aufgaben einläßt, betreibt man bereits Metaphysik.

* In diesem Beitrag wird der Text eines Vortrages veröffentlicht, den der Autor am 17. 11. 1984 anlässlich der Akademischen Feier der „Hochschule für Philosophie, München, Philosophische Fakultät S. J.“ gehalten hat. Es wurde darauf verzichtet, den Text des Vortrags für die Drucklegung zu verändern. Für eine ausführliche Begründung und umfassendere Entfaltung der im Beitrag enthaltenen Stellungnahmen kann der Autor auf sein beim Kohlhammer Verlag in der Reihe „Grundkurs Philosophie“ als Band 3 Anfang 1985 erschienenes Werk „Ontologie“ hinweisen.

Welche Aufgaben stellen sich der Metaphysik?

Wenn man nun versucht, die Aufgaben einer zeitgenössischen Metaphysik zu bestimmen, so stellt sich sofort die Frage: Gibt es denn eine erste und grundlegende Aufgabe für die heutige Metaphysik? Auf sie zu antworten, fällt nicht schwer. Nach der intensiven und vielseitigen Metaphysikkritik der Neuzeit, und ganz besonders der letzten 200 Jahre, steht es zumindest für die zeitgenössische Metaphysik fest, daß ihre erste und vorzüglichste Aufgabe der Aufweis ihrer eigenen Möglichkeit sein muß. Denn sie versteht sich als „erste Philosophie“, und als solche muß sie aufweisen können, daß ihr Anspruch, sie könne zu einem notwendigen und allgemeingültigen Wissen hinsichtlich der Realität hinführen, begründet ist. Und sie muß fähig sein zu zeigen, daß die gegen sie gerichteten Einwände, die letztlich immer auf den Vorwurf hinauslaufen, sie produziere nur ein Scheinwissen, widerlegt werden können. Durch den Aufweis ihrer eigenen Möglichkeit entdeckt, entfaltet und begründet die Metaphysik, wie sie vorgehen muß, um Erfolg zu haben. Also: Die ihr eigene Methode zu bestimmen und zu reflektieren ist eine weitere Aufgabe der Metaphysik, die freilich mit dem Aufweis ihrer eigenen Möglichkeit aufs engste verknüpft ist.

Indem ferner die Metaphysik ihre eigene Möglichkeit aufweist und dabei die ihr eigene Methode bestimmt, muß sie noch eine Aufgabe bewältigen, die ihr immer schon aufgegeben war, der aber eben in Hinblick auf die zeitgenössische philosophische Diskussion eine ganz besondere Bedeutung zukommt: Sie muß das Problem „Metaphysik und Sprache“ klären, genauer gesagt, sie muß zeigen, daß die von ihr erfaßten Einsichten mitteilbar sind, d. h. in einen argumentativen Dialog eingebracht werden können, bzw. sie muß zeigen, wie das zu geschehen hat.

Diese drei Aufgaben der Metaphysik hängen aufs engste miteinander zusammen. Denn der Aufweis der Möglichkeit der Metaphysik, den ich als erste Aufgabe bezeichnet habe, ist selbst ein sprachliches Geschehen. Indem also dieser Aufweis erbracht wird, zeigt sich im sprachlichen Vollzug sowohl die Methode der Metaphysik, also die Weise, wie sie vorgehen muß, um ihr Ziel zu erreichen, als auch die ihrem Gegenstand und ihrer Methode angemessene Art, die metaphysischen Einsichten mitzuteilen.

Der Aufweis der Möglichkeit der Metaphysik

Hiermit ist die grundlegende Aufgabe der Metaphysik programmatisch bestimmt. Der folgende Schritt kann nur in der Durchführung dieses Programms, also im Aufweis der Möglichkeit der Metaphysik bestehen. Die Möglichkeit von etwas kann aber nur dadurch überzeugend aufgewiesen werden, daß man zeigt: Dieses Etwas gibt es tatsächlich. Es muß also gezeigt werden, daß es Metaphysik tatsächlich gibt; und die gibt es dann, wenn es wahre metaphysische Aussagen gibt. Das heißt, es muß aufgewiesen werden, daß es Aussagen gibt, die im Ernst nicht gelegnet werden können und deren Wahrheit weder aus den in ihnen verwendeten Begriffen abzuleiten ist noch durch Einzelbeobachtungen nachgeprüft werden kann. Oder anders gesagt: Es ist darzulegen, daß es auf Wirklichkeit sich beziehende Aussagen gibt, die nicht nur faktisch, sondern unter allen Umständen, d. h. notwendig wahr sind.

Um zu zeigen, daß es metaphysische Aussagen im angegebenen Sinn gibt, und zugleich um zu zeigen, wie sie uns zur Verfügung stehen, möchte ich zunächst eine Reihe von Beispielen bringen, die ich dann anschließend analysieren werde.

Erstens: Der frühe Neopositivismus hat behauptet: Wahre Aussagen kann man nur über das machen, was entweder durch logische Analyse der verwendeten Begriffe, oder durch die empirisch-wissenschaftliche Methode nachgeprüft werden kann. Nun läßt sich aber die Wahrheit dieser Aussage selbst weder durch logische Analyse noch mittels empirisch-wissenschaftlicher Methode nachprüfen. Also impliziert sie einen Widerspruch, d. h., in ihr wird stillschweigend angenommen und sogar, ohne es zu beabsichtigen, mitausgedrückt, daß es zumindest eine wahre Aussage gibt, die weder durch logische Analyse noch mit empirisch-wissenschaftlicher Methode aufgewiesen werden kann. *Zweitens:* Kant hat behauptet: Das „Ding an sich“ oder die Wirklichkeit, so wie sie ist, ist zumindest für ein Wissen, das diesen Namen verdient, grundsätzlich uner-

kennbar. Indem jedoch in dieser Aussage überhaupt vom „Ding an sich“ gesprochen, und somit ein Wissen um dessen Existenz zum Ausdruck gebracht wird, erweist sich, daß die explizit behauptete Unerkennbarkeit der Wirklichkeit als solcher keineswegs eine unbedingte sein kann, d. h. die Wirklichkeit als solche kann für das Wissen nicht schlechthin unerreichbar sein. *Drittens*: Bei Wittgenstein lesen wir den berühmten Satz: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“. Auch in diesem Satz gibt es einen im Vollzug gesetzeten Widerspruch. Es wird nämlich darüber geredet, worüber man angeblich nicht reden kann. Es zeigt sich also, daß es grundsätzlich nichts gibt, worüber man nicht in einer vernünftigen Weise reden könnte. *Viertens*: Der Determinist vertritt die Meinung: Die Annahme der Möglichkeit willentlicher Selbstbestimmung sei eine Illusion, alle unsere Handlungen seien Ergebnisse streng determiniert ablaufender Prozesse. Indem er aber diese Meinung vertritt, bringt er seine Überzeugung zum Ausdruck, er sei aufgrund von Einsicht zu seiner Meinung gekommen. Wenn aber seine Behauptung, alle menschlichen Handlungen seien determiniert, zutrifft, dann ist auch seine Meinung nichts anderes als bloß Folge notwendig ablaufender Prozesse und nicht Ergebnis rationaler Stellungnahme aufgrund von Einsicht. D. h., wer durch seine Behauptung den Wahrheitsanspruch geltend macht, impliziert damit, daß nicht alle menschlichen Handlungen eindeutig determiniert sein können. *Fünftens*: Der Wertrelativist sagt: Alle Werturteile sind nur subjektive Stellungnahmen, d. h. letztlich beliebig. Diese Behauptung impliziert aber insofern einen Widerspruch, als der so Redende notwendigerweise die Überzeugung zum Ausdruck bringt, seine Behauptung sei besser als die ihr entgegengesetzte. Wenn er also seine Behauptung überhaupt ernst nimmt, dann behauptet er, auch wenn er das nicht beabsichtigt, daß es zumindest ein objektives Werturteil gibt. Die Reihe dieser Beispiele könnte man noch lange fortsetzen. Was wurde hier getan? Es wurde die Wahrheit einer Reihe von Aussagen aufgewiesen. Um Mißverständnisse zu vermeiden seien sie noch einmal genannt: 1. Nicht nur analytische oder a posteriori aufweisbare Sätze können wahr sein. 2. Es ist grundsätzlich möglich, die Wirklichkeit selbst zu erkennen. 3. Es gibt nichts, worüber man nicht vernünftig reden könnte. 4. Es gibt menschliche Handlungen, die nicht im voraus eindeutig determiniert sind. 5. Es gibt zumindest ein objektives Werturteil.

Wie wurde die Wahrheit dieser Sätze aufgewiesen? Nicht durch einen direkten Beweis! Die Aussagen, um die es uns geht, wurden zunächst sogar nicht einmal erwähnt. Wir sind vielmehr mittels einer Reflexion auf sie gestoßen, durch die es sich gezeigt hat, daß man, indem man eine Aussage mit dem Anspruch auf Wahrheit vorlegt, unausweichlich gewisse, zunächst gar nicht formulierte Annahmen macht, und somit deren Gültigkeit notwendig mitbehauptet, selbst dann, wenn man die Gültigkeit dieser Annahmen in der explizit aufgestellten Aussage leugnet.

Damit ist etwas herausgestellt worden, was für die Metaphysik, aber auch für das menschliche Wissen überhaupt wesentlich ist: Es zeigt sich nämlich, daß man mit jeder als wahr behaupteten Aussage stillschweigend gewisse Annahmen macht, ohne die die Aussage nicht wahr sein kann. Anders gesagt: Jede Aussage, die wir als wahr behaupten, impliziert, selbst dann, wenn die Aussage nicht wahr sein sollte, allein aufgrund dessen, daß sie als wahre behauptet wird, gewisse Annahmen oder Voraussetzungen hinsichtlich der Beschaffenheit der Realität, deren Gültigkeit wir mit der Behauptung der Aussage notwendigerweise (also unabhängig davon, ob wir das beabsichtigen oder nicht) mitbehaupten.

Hier ist eine erklärende Bemerkung zu dem zu machen, was ich als „Annahmen“ oder als „Voraussetzungen“ bezeichnet habe. Diese Ausdrücke können nämlich leicht mißverstanden werden. Sie wecken den Eindruck, als würde es von unserer Entscheidung abhängen, sie anzunehmen. Davon kann jedoch keine Rede sein. Es geht hier um ursprüngliche und deshalb gewöhnlich reflex gar nicht bewußte existentielle Gewißheiten, um letzte Evidenzen, die die letzten Möglichkeitsbedingungen der Geltung unserer Aussagen sind. Als solche bleiben sie eigentlich immer unformuliert. Will man sie ausdrücklich formulieren, will man sie ins reflexive Bewußtsein heben, so kann das nur durch eine Analyse unserer auf Objekte ausgerichteten und als wahr behaupteten Aussagen geschehen. Nur in der Perspektive dieser Analyse oder Reflexion, also sekundär, können und müssen wir von unausweichlich gemachten Voraussetzungen oder Annah-

men reden. Ursprünglich, primär handelt es sich um viel mehr, nämlich um Urgewißeheiten hinsichtlich dessen, was es „gibt“, was „ist“, die freilich als solche gar nicht formuliert werden.

Da wir aber zu diesen Urgewißeheiten immer nur indirekt Zugang haben, erscheinen sie uns als Voraussetzungen oder Annahmen. Als solche sind sie allerdings ganz besondere Gebilde. Denn man muß sie voraussetzen, um eine (bzw. jedwede) Aussage *als wahr* behaupten zu können, doch man braucht sie keineswegs reflex erfaßt zu haben. Deshalb müssen sie als die nicht ausdrücklich formulierten, aber notwendig zu machenden ontologischen Voraussetzungen, oder als das Apriori überhaupt unterschieden werden zum einen von den sachlichen Vorbedingungen (oder ontischen Bedingungen), die dafür nötig sind, daß eine Aussage als Geschehen in der gegenständlichen Welt zustandekommen kann, und zum anderen von den logischen oder ausdrücklich gemachten Voraussetzungen, die einander zwar nicht widersprechen dürfen, sonst aber beliebig und ausdrücklich angenommen werden können, und die dann als Prämissen die Wahrheit der aus ihnen abgeleiteten Aussagen mitbestimmen.

In unseren obenerwähnten Beispielen hat sich nun gezeigt, daß es unmöglich ist, diese Aussagen zu leugnen. Rein verbal kann man sie freilich immer bestreiten, trotzdem muß man sie als „gegen jede Leugnung resistent“ bezeichnen. Denn ohne die stillschweigende Annahme ihrer Geltung kann man sie nicht einmal leugnen. Um sie also bestreiten zu können, muß man im Vollzug der Behauptung dem widersprechen, was man satzhaft behauptet.

Diese im höchsten Maße beweiskräftige Argumentationsweise wird jedoch in der zeitgenössischen philosophischen Diskussion praktisch nicht beachtet. Das ist um so bemerkenswerter, als man sonst auf die Widerspruchsfreiheit der Argumente großen Wert legt. Doch scheint es mir nicht schwierig zu sein; den Grund für diesen blinden Fleck im heutigen philosophischen Bewußtsein anzugeben. In den uns beschäftigenden Fällen geht es nämlich nicht um einen Widerspruch von zwei schon satzhaft vorliegenden Aussagen, sondern um einen Widerspruch zwischen dem, was die Aussage ausdrücklich behauptet, und dem, was die notwendige Bedingung für die Wahrheit der ausdrücklich aufgestellten Behauptung ist. Diese für die Wahrheit der ausdrücklichen Behauptung notwendige Bedingung wird jedoch zunächst nirgends formuliert, sie erscheint nirgends satzhaft ausgedrückt. Nicht satzhaft formulieren bedeutet freilich nicht, sprachlich überhaupt unausgedrückt zu lassen. Diesen Unterschied zu verkennen, stellt den großen Mangel der gesamten bisherigen Sprachphilosophie dar. Diese Bedingung wird nämlich sprachlich ausgedrückt, wenn auch nur indirekt, d. h. dadurch, daß die ausdrückliche Behauptung mit der Absicht, Wahres zu sagen, ausgesprochen wird, und indem man das tut, also durch den Vollzug der als wahr gelten sollenden Aussage, wird all das als wahr *mit* behauptet, was die unerläßliche Bedingung von deren Wahrheit ist.

Weil es hier nicht um einen satzhaften, sondern nur um einen durch den Akt der ernsthaft gemeinten Behauptung gesetzten bzw. mitgesetzten Ausdruck der Möglichkeitsbedingungen der Wahrheit der Aussage geht, kann auf den Widerspruch, der zwischen dem Inhalt der Aussage und den für deren Wahrheit notwendigen Voraussetzungen eventuell besteht, nur dadurch aufmerksam gemacht werden, daß man die eigentlich immer nur indirekt zum Ausdruck gebrachte Voraussetzung nachträglich, d. h. aufgrund einer Analyse der Möglichkeitsbedingungen der als wahr behaupteten Aussage, satzhaft formuliert. Dabei ist aber zu beachten, daß die Bedeutung bzw. der Sinn dieser Formulierung, da sie sich auf etwas bezieht, was grundsätzlich nicht eindeutig zu objektivieren ist, niemals in voller Eindeutigkeit bestimmt werden kann. Deshalb scheint jede Gegenüberstellung bzw. jede aus dieser Gegenüberstellung gezogene Schlußfolgerung ein unkontrollierbares, ja sogar willkürliches Moment zu enthalten. (Und es ist zuzugeben, daß dieser Vorwurf nicht ganz aus der Luft gegriffen ist; was darin richtig und was darin falsch ist, wird sich im folgenden noch zeigen!) Deshalb scheint es möglich zu sein, den Vorwurf des Selbstwiderspruchs dadurch zu parieren, daß er angeblich nicht streng genug aufgewiesen wurde. Nur der Aufweis eines formalen Widerspruchs berechtigt dazu, eine Aussage als definitiv falsch zu betrachten.

An den, der diese Meinung vertritt, muß allerdings die Frage gestellt werden: Woher

weiß er denn überhaupt, daß unsere Aussagen sich nicht widersprechen dürfen? Diese Notwendigkeit (d. h. die Notwendigkeit des logischen Nichtwiderspruchsprinzips) läßt sich nicht mehr dadurch begründen, daß man in der Behauptung: „Auch kontradiktorisch sich widersprechende Sätze können zugleich wahr sein“ einen formalen Widerspruch nachweist. Hier hört also die Zuständigkeit des formalen Logikers auf. Spätestens hier zeigt sich also, daß man auch die in jeder Behauptung notwendig vorausgesetzten Bedingungen der Wahrheit des Behaupteten reflektieren muß, wenn man nicht die letzte Grundlosigkeit aller unserer Erkenntnisse behaupten will. Denn auch in unserem Fall ist eine Begründung noch insofern möglich, als man zu zeigen vermag, daß die Behauptung: „Auch einander widersprechende Sätze können wahr sein“ nicht im Ernst, d. h. nicht mit dem Anspruch, wahr zu sein, aufgestellt werden kann, da man, wie bereits Aristoteles gezeigt hat, indem man etwas behauptet, nicht zugleich das Entgegengesetzte meinen kann, denn dadurch wäre jede Bedeutung zunichte gemacht.

Damit ist aufgewiesen, daß es möglich ist, wahre Aussagen zu formulieren, die sich auf Realität beziehen und die notwendig und allgemeingültig sind; d. h., es gibt wahre metaphysische Aussagen. Metaphysik ist als Wissenschaft grundsätzlich möglich.

Bemerkungen zur Methode der Metaphysik

Auf den Aufweis der Möglichkeit der Metaphysik bin ich zum einen deshalb etwas ausführlicher eingegangen, weil er für eine zeitgenössische Metaphysik die Schicksalsfrage ist, zum anderen aber deshalb, weil von hier aus sowohl die Methode der Metaphysik als auch die besonderen Eigenschaften der metaphysischen Sprache dargelegt werden können. Genauer gesagt: Anlässlich des Aufweises der Möglichkeit metaphysischer Aussagen wurden sowohl die metaphysische Methode als auch die ihr angemessene Sprache dargestellt; es muß also nur weiter entfaltet werden, was im bisherigen Verlauf der Argumentation schon zum Ausdruck kam.

Die Methode der Metaphysik besteht, wie wir gesehen haben, im Aufspüren und Zur-Sprache-Bringen jener Wirklichkeitsmomente, die von jedem, der eine Aussage als wahr behauptet, stillschweigend vorausgesetzt werden müssen, da ohne sie seine Aussage nicht wahr sein kann. Die Methode der Metaphysik ist also reduktiv und explikativ. Sie geht den notwendigen Implikationen der Wahrheit der Aussage nach, sie versucht, das zu entfalten, worauf jede Aussage, indem sie als wahr behauptet wird, als unerläßliche Bedingung der Möglichkeit ihrer Wahrheit hinweist.

Im folgenden bringen wir einige Beispiele dafür, wie grundlegende Thesen der Metaphysik mit dieser Methode entfaltet werden können, bzw. zeigen wir, daß die grundlegenden Thesen der Metaphysik eigentlich immer so aufgewiesen werden.

1. Indem eine Aussage als wahr behauptet wird, wird sie als ein auf unbedingte Geltung Anspruch erhebender Akt gesetzt. Diese Tatsache enthält aber einen Hinweis darauf, daß menschliches Denken und Argumentieren sich immer schon im Horizont des Unbedingten bewegt, daß wir es also in unserem Denken und Sprechen immer mit dem Unbedingten zu tun haben, obwohl das Unbedingte uns niemals als ein Gegenstand direkt gegeben ist.
2. Indem eine Aussage als wahr behauptet wird, wird sie als ein von einem Selbstbewußtsein habenden Subjekt ausgehender Akt behauptet, d. h. als ein Akt, der von einem um seine Behauptung als solche wissenden Subjekt gesetzt wird. Damit ist aber auch gesagt, daß der etwas behauptende Mensch niemals nur um seine Akte, sondern auch (obwohl immer nur hintergründig) um seine Subjekthaftigkeit als solche weiß. Wir erkennen also nicht nur Gegenstände, sondern „in actu exercito“ auch unser nichtgegenständliches Ich, und darin ist uns Wirklichkeit als solche erschlossen.
3. Indem eine Aussage als wahr behauptet wird, wird sie als ein Akt behauptet, der von einem Subjekt stammt, das für seine Handlung Verantwortung übernimmt, d. h. die gesamte Begründung der Ethik kann von diesem Ansatz her entwickelt werden.
4. Noch ein letztes Beispiel: Die metaphysisch richtige Lösung des Universalienproblems kann nur dadurch erzielt werden, daß man die notwendigen Voraussetzungen der Wahrheit folgender Aussagen: „Hans ist Mensch“ bzw. „Anton ist Mensch“, reflektiert und sich dabei die Frage stellt: Welcher Natur ist jene Einheit, die in der Sprache vorausgesetzt wird, indem man denselben Begriff „Mensch“ von verschiedenen Menschen aussagt?

*Metaphysik und Sprache:
die besonderen Eigenschaften metaphysischer Aussagen*

Indem der Aufweis erbracht worden ist, daß metaphysische Aussagen möglich sind, wurde nicht nur exemplarisch die Methode der Metaphysik dargestellt, sondern es zeigten sich auch die besonderen Eigenschaften der metaphysischen Aussagen. Die sollen nun genauer dargestellt werden.

1. Die metaphysischen Aussagen sind unumstößlich gewiß, weil man sie sinnvollerweise nur leugnen kann, indem man ihre Gültigkeit stillschweigend voraussetzt. Sie drücken ein notwendiges und allgemeingültiges, d. h. unbedingtes Wissen aus. In ihnen werden die meistens nicht reflektierten unausweichlichen Bedingungen jedes auf Wahrheit Anspruch erhebenden Denkens und Sprechens ins ausdrückliche Bewußtsein gehoben. Man kann sie deshalb auch evident nennen. Sie sind nämlich nicht nur nicht zu leugnen, sondern sie sind auch nicht zu beweisen durch Zurückführung auf allgemeinere Aussagen. Sie drücken eben letzte Grundeinsichten aus und sind als solche *prima principia*, die die Voraussetzung jeder Beweisführung und deshalb unbeweisbar sind. Zugleich sind sie für den, der ihre Bedeutung richtig erfaßt hat, offensichtlich wahr, also dermaßen evident, daß das Bedürfnis nach einem Beweis gar nicht aufkommt. Damit sei allerdings nicht gesagt, man dürfe sich in einer Diskussion jemals auf die Evidenz einer Aussage berufen. Der Hinweis auf Evidenz kann nie ein Argument sein. Man darf sich den mühevollen Weg einer Analyse der notwendigen Voraussetzungen der Wahrheit der Aussage nicht ersparen, d. h. man muß jeweils aufzeigen, daß die für uns evidente Aussage tatsächlich nur geleugnet werden kann, indem man sie im Vollzug der Leugnung stillschweigend voraussetzt. Also auch die Evidenz, das anscheinend unmittelbare Erfassen der Wahrheit einer Aussage muß für das Denken reflex vermittelt werden. Damit sind wir aber schon bei einer zweiten Eigenschaft der metaphysischen Aussagen.

2. Obwohl die metaphysischen Aussagen ein an sich unbezweifelbares Wissen ausdrücken, müssen wir damit rechnen, daß hinsichtlich ihrer Wahrheit immer wieder Zweifel auftreten werden. Das nämlich, worüber diese Aussagen reden, ist kein eindeutig angebbarer Gegenstand. Er ist weder ein durch das Denken selbst gesetzter Gegenstand, noch etwas, was direkt oder indirekt durch Beobachtung nachgeprüft werden kann. Der Gehalt dieser Aussagen gehört also – aus der Natur der Sache – nicht zu dem, was uns in unserem üblichen wissenschaftlichen Betrieb vertraut ist, worauf sich also die Aussagen der Wissenschaften beziehen, die einzelnes untersuchen, und kann deshalb nur indirekt, d. h. durch eine Analyse der notwendigen Voraussetzungen der Wahrheit unserer gegenstandsbezogenen Aussagen in den Blick kommen. Deshalb kann ihr Inhalt grundsätzlich nicht in jener uns gewohnten, das eine vom anderen klar abgrenzenden Weise zur Sprache gebracht werden, die wir von unseren gegenstandsbezogenen Aussagen mit Recht verlangen. Deshalb sind die metaphysischen, ein an sich unbedingtes Wissen ausdrückenden Aussagen, vom Standpunkt einer die vorliegenden Gegenstände möglichst exakt beschreibenden Sprache her betrachtet, vage und unpräzise und erwecken sogar den Eindruck, sie seien inhaltsleer. Das sind sie aber keineswegs, sie beziehen sich auf Inhalte und sogar auf das, was man als den Inhalt der Inhalte bezeichnen muß; nur ist das, worauf sie sich beziehen, niemals ein solches Etwas, das man von einem Anderen eindeutig abgrenzen kann. Die Problematik der metaphysischen Aussagen besteht also darin, daß sie immer wieder als Aussagen mißverstanden werden, die voneinander abgrenzbare Gegenstände beschreiben wollen. Denn sie reden tatsächlich über etwas, was „es gibt“, doch ist das, worüber sie reden, nicht so gegeben, wie es Zirruswolken, Krokodile, den Klang einer Geige, die gelbe Farbe oder die Zahl „drei“ gibt. In den metaphysischen Aussagen geht es vielmehr um jene Momente der Wirklichkeit, die die notwendigen und allgemeinen Bedingungen dafür sind, daß unsere, sich auf voneinander klar abgegrenzte Gegenstände beziehenden Aussagen überhaupt wahr sein können. Diese Bedingungen werden jedoch als solche in der Sprache niemals *in recto*, also niemals direkt, sondern immer nur *in obliquo*, also indirekt, ausgedrückt. Denn die notwendig vorauszusetzenden Bedingungen der Wahrheit der Aussage werden dadurch dargestellt, daß der Sprechende das

in seiner Behauptung behauptete als wahr behauptet. Dieses Behaupten der Wahrheit des Behaupteten geschieht aber, wohlgermerkt, nicht durch einen zusätzlichen Akt, sondern durch den Akt der ursprünglichen Behauptung selbst. Die in der Behauptung des Behaupteten als wahr mitgegebene grundsätzliche Selbstbezüglichkeit jedes behauptenden Sprechaktes darf also nicht übersehen werden.

Von hierher ist die Eigenart der metaphysischen Aussagen genauer zu bestimmen: Sie versuchen auf die Weise der direkten Rede über jene Momente der Wirklichkeit zu sprechen, auf die die Sprache immer dadurch hinweist, daß sie etwas als wahr behauptet, ohne sie jemals ausdrücklich auszusagen. D. h. die metaphysischen Aussagen reden zumindest ihrer grammatischen Form nach *in recto* über das, was in der Sprache eigentlich immer nur *in obliquo* gegeben ist. Daher kommt ihre niemals vollkommen zu beseitigende Mißverständlichkeit. Denn sobald man *in recto* über das redet, was zwar in jeder Aussage, aber immer nur *in obliquo* gegeben ist, spricht man nicht mehr genau über das, was man eigentlich meint. Zugleich ist aber damit auch der Einwand entkräftet, die Metaphysik rede über etwas, was grundsätzlich unsagbar ist. Denn das, worüber sie redet, wird von der Sprache ständig, in jedem einzelnen Behauptungssatz ausgedrückt, allerdings nur *in obliquo*. Das worüber die Metaphysik redet, ist also nicht das überhaupt Unsagbare, sondern nur das mit Hilfe jener Sprache Unsagbare, die sich auf die Darstellung dessen beschränkt, was in deskriptiver Terminologie, in eindeutiger Objektsprache angegeben werden kann.

Die Erschließung der metaphysischen Dimension der Wirklichkeit

Hiermit ist ein weiterer Schritt in der Bestimmung der Aufgaben einer zeitgenössischen Metaphysik getan. Es ist immer schon eine wesentliche Aufgabe der Metaphysik gewesen, ihr eigenes Objekt, nämlich die metaphysische Dimension der Wirklichkeit zu bestimmen, bzw. die metaphysische Dimension von jener Dimension der Wirklichkeit abzuheben, auf die sich die einzelwissenschaftlichen Untersuchungen ausrichten. Und man muß zugeben, daß sie dieser wesentlichen Aufgabe während ihrer langen Geschichte oft nur sehr unzulänglich nachgekommen ist, indem sie vom „Sein“, das traditionell als ihr spezifisches Objekt galt, oft fast ohne Problembewußtsein geredet hat und dabei den Eindruck entstehen ließ, als wäre das Sein etwas gegenständlich Vorkommendes.

Eine zeitgenössische Metaphysik muß aber diese Aufgabe sehr ernst nehmen. Dabei kann sie an das anknüpfen, was soeben dargelegt wurde. Die grundsätzliche Verschiedenheit der metaphysischen Aussagen von jenen Aussagen, an die wir im üblichen, von den sogenannten exakten Wissenschaften beherrschten Wissenschaftsbetrieb gewohnt sind, weist darauf hin, daß „hinter“ oder „über“ jener Ebene der Wirklichkeit, die wir beobachten und mit eindeutigen Begriffen beschreiben können, noch eine andere Ebene der Wirklichkeit angenommen werden muß, von der man nicht mit derselben Unmißverständlichkeit oder Präzision reden kann, deren Bedeutung aber darin liegt, daß sie der verborgene letzte Grund der Geltung aller unserer auf Präzision und Klarheit Wert legenden Aussagen ist.

Ich habe von zwei verschiedenen Ebenen und vorher von zwei Dimensionen der Wirklichkeit gesprochen. Das ist selbst eine metaphysische Aussage, die auf das Gemeinte hinweist, aber nicht die Absicht hat, es exakt zu beschreiben. Denn es geht nicht darum, daß die hintergründige Ebene sich räumlich „hinter“ der direkt beobachtbaren und eindeutig beschreibbaren Ebene der Wirklichkeit verbergen würde, sondern wir reden von einer hintergründigen, einer „meta“-physischen Ebene der Wirklichkeit, weil wir uns bewußt sind, daß Wirklichkeit nicht nur das ist, worauf wir als Beobachtbares hinweisen, bzw. worüber wir in unmißverständlicher Klarheit reden können. Es geht also nicht um zwei Stockwerke der Wirklichkeit, sondern um die eine und selbe Wirklichkeit, auf die wir uns jedoch erkenntnismäßig in zwei verschiedenen Weisen beziehen können. Der Unterschied der Bereiche, der Ebenen, der Dimensionen entsteht also dadurch, daß es zwei miteinander zwar zusammenhängende, sich aber trotzdem voneinander unterscheidende Arten des Wissens um das Wirkliche gibt. Dabei ist heutzutage vor allem zu betonen, daß nicht nur das unserem neuzeitlichen Präzisionsbe-

dürfnis entsprechende Wissen ein echtes Wissen ist; Rationalität, Vernünftigkeit als solche ist nicht identisch mit begrifflich-technischer Rationalität.

Die zwei verschiedenen Weisen des Wissens werden in der deutschen philosophischen Terminologie (anschließend an die schon in der Antike bekannten Unterscheidungen von νοῦς und δῖονοια bzw. *intellectus* und *ratio*) als Vernunftkenntnis und Verstandeserkenntnis voneinander abgehoben. Auf diese Verschiedenheit hinzuweisen, sie bewußt zu machen, sie zu begründen, zugleich aber die Verbundenheit der beiden Erkenntnisweisen zu betonen, bzw. aufzuzeigen, daß die Verstandeserkenntnis sogar ihren Erkenntnischarakter einbüßt, wenn sie sich von der Vernunft ganz loslöst, ist eine wichtige Aufgabe der Metaphysik, die im Grunde genommen mit der vorher erwähnten Aufgabe, ihr eigenes Objekt, die metaphysische Dimension der Wirklichkeit zu erschließen, zusammenfällt. Weil diese Unterscheidung so wichtig ist, möchte ich auf sie näher eingehen.

Die Erkenntnisweise des Verstandes ist dadurch gekennzeichnet, daß der erkennende Mensch sich gleichsam außerhalb der zu erkennenden Wirklichkeit stellt. Damit wird die zu erkennende Wirklichkeit auf den Gegenstand, von dem man sich distanziert hat, reduziert. Für diese Weise der Erkenntnis ist es unproblematisch, was Realität ist. Sie wird als das real existierende Einzelding aufgefaßt. Weil hier von jeder Selbstbezüglichkeit der Erkenntnis abgesehen wird, kann das Objekt eindeutig bestimmt werden. Die Quelle der Aporien ist ausgeschaltet, unser Bedürfnis nach überschaubarer Erkenntnis und nach klaren, eindeutigen Aussagen ist befriedigt. Die distanzierte Betrachtung der Wirklichkeit und die damit zusammenhängende Ausblendung des Subjekts der Erkenntnis aus dem Erkenntnisprozeß bzw. aus dem Erkannten ergibt sich gerade aus unserem Bedürfnis nach überschaubarer Erkenntnis. Der letzte Grund für unser Bedürfnis nach Klarheit und Eindeutigkeit der Erkenntnis dürfte aber darin liegen, daß nur diese Weise des Erkennens bzw. das so Erkannte verfügbar ist. Die eigentliche Triebfeder also, die die Entfaltung der Verstandeserkenntnis vorantreibt, ist das Streben des Menschen nach Beherrschung der Wirklichkeit durch einen Zugriff von außen. Die faszinierenden Ergebnisse dieser Erkenntnisweise brauche ich nicht zu beschreiben. Ihr ist die neuzeitliche mathematisierte Naturwissenschaft und die von dieser ermöglichte, weltbeherrschende Technik zu verdanken. Sie bestimmt unser Leben und unsere Ausbildung, mit der Folge, daß die auf begrifflich-formale Rationalität beruhende Verstandeserkenntnis weitgehend als das Wissen schlechthin gilt. Die Verstandeserkenntnis ist zwar immer abstrakt, sie stellt die Wirklichkeit nicht so dar, wie diese ist, sondern bietet nur ein Modell der Wirklichkeit, indem sie sich auf die eindeutig beschreibbaren Rücksichten beschränkt. Dafür sind aber dann ihre Aussagen unmißverständlich, nachprüfbar, man weiß, woran man ist, zumindest, solange man sich innerhalb eines nicht in Frage gestellten Rahmens bewegt. Wenn sich umfassende, die Grundlagen der Wirklichkeit und der Erkenntnis betreffende Fragen stellen, dann versagt die Verstandeserkenntnis. Das ist dann auch der Grund, warum diejenigen, die sich dieser Erkenntnisweise verschrieben haben, dazu neigen, metaphysische Fragen einfach zu verbieten. Diese lassen sich jedoch nicht verbieten. Und damit sind wir schon bei der Vernunft.

Die Erkenntnisfähigkeit, die sich mit jenem Bereich der Wirklichkeit beschäftigt, auf die die alles umfassenden Fragen zielen, heißt Vernunft. Ihre Weise des Erkennens ist dadurch gekennzeichnet, daß der erkennende Mensch sich selbst, insofern er ein Erkennender ist, als ein nicht zu vernachlässigendes Moment der Wirklichkeit ernst nimmt. Er weiß, er ist, wenn es um die Erkenntnis von Wirklichkeit geht, immer selbst mitgemeint, er ist selbst „engagiert“, seine Subjekthaftigkeit, seine Selbstbezüglichkeit (also das grundsätzlich nicht als Objekt darstellbare Moment der Wirklichkeit) ist immer mit im Spiel. Er weiß auch deshalb, daß Wirklichkeit als solche nur dann erkannt werden kann, wenn man die grundsätzlich nicht objektivierbare Erfahrung der eigenen Subjekthaftigkeit (die in der schon öfters erwähnten Selbstbezüglichkeit jeder als wahr behaupteten Aussage *in obliquo* zum Ausdruck kommt) mitberücksichtigt. Für die Vernunftkenntnis ist also das Paradigma des Wirklichen nicht das Einzelding, sondern das freilich nur als Möglichkeitsbedingung jedes Wissens um Objekte gegebene Wissen um das eigene Wissen, also das, was man die Selbstgegebenheit des Subjekts nennt,

durch die dem erkennenden Menschen Unbedingtes erschlossen ist. Hier gibt es keine Differenz zwischen dem Erkennen und dem Wirklichen, hier besteht eine die Freiheit nicht ausschließende Notwendigkeit und eine das Individuelle nicht vernichtende Allgemeinheit. Hier wird nichts in der Weise des eindeutig beschreibbaren Gegenstandes gewußt, das hier Gewußte ist zwar gegenwärtig und als solches ist es die Gewißheit selbst, doch kann man es nicht eindeutig beschreiben, weil man sich davon nicht distanzieren kann. Beschreiben kann man es immer nur als das, was die unerläßliche Bedingung dafür ist, daß unsere von Gegenständen etwas behauptenden Aussagen wahr sein können. Deshalb gibt es hier, trotz der unumstößlichen Gewißheit, nur freie Zustimmung zum so Erkannten. Man kann darum das mit der Vernunft Erkannte niemals *ad acta* legen, man hat dieses Wissen nicht so, daß man darüber beliebig verfügen könnte.

Die der Vernunftkenntnis entsprechende Redeweise

Die Erschließung der unbedingten Dimension der Wirklichkeit war jederzeit eine wichtige Aufgabe der Metaphysik. Weil aber der Zugang zu dieser Dimension gegenwärtig noch mehr verschüttet ist als zu anderen Zeiten, wird die Freilegung der metaphysischen Ebene der Wirklichkeit von der Metaphysik heute geradezu gefordert. Dabei führt der Weg der Metaphysik zum Absoluten – im Gegensatz zur kontemplativen Versenkung, die in einer nichtsprachlichen Weise zum Absoluten hinzuführen vermag – immer durch die sich auf Rede und Gegenrede, also auf Argumentation einlassende Sprache. Die Metaphysik muß also zeigen, daß bzw. wie man über die metaphysische Dimension der Wirklichkeit in einer verständlichen Weise reden kann. Die besondere Schwierigkeit dieser Aufgabe ist offensichtlich. Denn wir wissen schon, daß über das eigentlich Metaphysische nicht so zu sprechen ist, wie man über vorliegende Gegenstände gewöhnlich spricht. In diesem Zusammenhang wurde allerdings auch darauf aufmerksam gemacht, daß alle Behauptungssätze einen sprachlichen Hinweis auf die metaphysische Dimension enthalten.

Das also, was die Sprache immer nur *in obliquo* ausdrückt, worauf sie immer nur hinweist, versuchen die metaphysischen Aussagen thematisch zur Sprache zu bringen. Aus diesem Grund kann sich die Metaphysik niemals einer Sprache bedienen, die auf die eindeutige Beschreibung ihres Gegenstandes Wert legt, sondern nur einer Sprache, die auf die nicht eindeutig beschreibbare Wirklichkeit hinweist. Dafür stehen ihr nun zwei sprachliche Mittel zur Verfügung: nämlich zum einen die Analogie und zum anderen die „dialektische“, also eine Affirmation und eine Negation verbindende und so das Überbegriffliche anzielnde Redeweise. Die gemeinsame Wurzel dieser beiden sprachlichen Mittel besteht darin, daß die Sprache immer schon mehr sagt, immer schon mehr ausdrückt, als was in ihr nach den Maßstäben der eindeutigen technischen Rationalität dargestellt wird. Auch diese Eigenschaft der Sprache wird von jenen, die die Metaphysik ablehnen, nicht genügend beachtet. Verdeutlichen wir und das Gemeinte an einem konkreten Beispiel! Als ich vorhin von der zweiten Ebene der Wirklichkeit sprach, ist niemanden von uns die Frage in den Sinn gekommen, wieviel Meter Abstand zwischen der ersten und zweiten Ebene besteht. Das heißt, wir haben die räumliche Bezeichnung „hinter“ spontan im Sinne einer nichträumlichen Wirklichkeit verstanden. Wieso ist das aber möglich in diesem Fall und in unzähligen anderen Fällen? Wieso funktioniert die analoge Verwendung der sprachlichen Ausdrücke, und zwar ganz spontan? Der Grund kann nur darin liegen, daß die analoge Verwendung der inhaltlichen sprachlichen Ausdrücke in der Natur der Sprache selbst begründet ist, daß sie also das Primäre ist, demgegenüber der eindeutige, exakt normierte, d. h. der der Verstandeskenntnis entsprechende Gebrauch der Wörter immer nur etwas Sekundäres und Abgeleitetes sein kann. Die Symbolträchtigkeit unserer katechorematischen Wörter, die ursprüngliche Fähigkeit der Inhaltlichen angehenden sprachlichen Ausdrücke, mehr zu bezeichnen als nur das, was empirisch nachgeprüft werden kann, darf man keineswegs unbeachtet lassen. Nicht nur die in den Behauptungssätzen mitbehauptete Wahrheit dieser Sätze, sondern auch die ursprüngliche Symbolkraft der Sprache weist auf die metaphysische Dimension der Wirklichkeit hin.

Was in der analogen Verwendung der sprachlichen Ausdrücke meistens spontan geschieht, nämlich das Überschreiten einer in der Sinnenwelt verankerten ursprünglichen Wortbedeutung auf das nicht Wahrnehmbare hin, wird in der dialektischen Redeweise mit ausdrücklicherem Methodenbewußtsein vollzogen. Die dialektische Aussage hält nämlich Bestimmungen zusammen, die sich, wenn man sie vollkommen eindeutig angeben will, gegenseitig ausschließen, und indem sie das tut, weist sie auf ein niemals vollkommen eindeutig formulierbares, aber eben deshalb mit der Wirklichkeit als solche übereinstimmendes, nicht mehr modellhaftes Wissen hin. Was damit gemeint ist, läßt sich am einfachsten durch Beispiele erläutern. Diese Beispiele nehmen wir aus der philosophischen Gotteslehre, die ein integrierender Teil der Metaphysik ist, und in der die Verwendung der dialektischen Aussagen eine lange Tradition hat. Der einzige Mangel dieser Tradition besteht u. E. darin, daß man sich (wenn man einmal vom Cusaner und von Hegel absieht) viel zu wenig dessen bewußt war: Dialektische Aussagen sind nicht nur dann anzuwenden, wenn man über Gott redet, sondern grundsätzlich immer, wenn man die Dimension des Metaphysischen zur Sprache bringen möchte.

Hier die angekündigten Beispiele: Wir sagen mit Recht: „Gott ist unveränderlich.“ Um jedoch diese Aussage richtig zu verstehen, müssen wir sofort hinzufügen: „Gott ist nicht unveränderlich“, er ist nämlich nicht unveränderlich auf die Weise des Starren, des Leblosen, da er die Fülle der Aktivität ist. Oder ein anderes Beispiel: „Gott ist überall gegenwärtig“. Diese Aussage ist vollkommen richtig, vorausgesetzt, daß man sie richtig versteht. Um sie aber richtig zu verstehen, muß man sie in folgender Weise erklären: „Gott ist nirgends gegenwärtig“. Das heißt, er ist nirgends so gegenwärtig, wie die räumlichen Dinge in Beziehung zueinander gegenwärtig sind. Hier kann freilich eingewendet werden, daß Gegenwart nun einmal definiert ist durch die räumliche Beziehung zu räumlichen Dingen. Wenn man also davon abstrahiert, dann bleibt gar nichts mehr von Gegenwart übrig. Die Antwort auf diesen Einwand kann nur darin bestehen, daß man zeigt: Die Annahme einer nichträumlichen Gegenwart ist eine Notwendigkeit. Wer nämlich die Möglichkeit einer nichträumlichen Gegenwart leugnet, setzt sie als Bedingung der Möglichkeit seiner Leugnung schon voraus. Denn jede als wahr behauptete Aussage ist die Darstellung eines Denkaktes, in dem verschiedene Denkinhalte miteinander identifiziert werden. Denken ist immer eine Synthesis, ein Identischsetzen von Verschiedenem. Gäbe es keine nichträumliche Gegenwart des einen in bezug auf das andere, dann könnte man niemals von einer wirklichen Ineinssetzung, von einer Identität der Verschiedenen reden, dann blieben die Verschiedenen die höchstens aneinander Angrenzenden, würden aber niemals ineinsfallen. Dann gäbe es aber auch kein Denken und kein Verstehen, weil es kein Urteil gäbe.

Anhand dieses zweiten Beispiels für dialektische Aussagen ist schon eine weitere wichtige Aufgabe der Metaphysik exemplarisch dargestellt worden. Die Metaphysik muß nämlich die der Vernunftferkenntnis entsprechende analoge bzw. dialektische Redeweise nicht nur praktizieren, sondern sie muß den Gebrauch dieser Redeweise auch gegen Einwände verteidigen, d. h. genauer, sie muß zeigen können, daß die dialektische Redeweise nicht dasselbe ist wie unsinniges, widersprüchliches Gerede. Wie geschieht das aber? Dadurch, daß aufgewiesen wird: In den beiden, ihrer begrifflichen Gestalt nach widersprüchlichen Sätzen, die deshalb einander entgegengesetzt werden, um das Denken aufzufordern, den gewohnten Begriff zu übersteigen, wird nicht genau dasselbe behauptet und negiert. Auf unser Beispiel angewandt muß man sagen: „Gott ist überall gegenwärtig“ und „Gott ist nirgends gegenwärtig“ widersprechen sich nur so lange, als das „Überall“ und das „Nirgends“ tatsächlich Gegensätze sind, d. h. solange man die Gegenwart nur räumlich denkt, solange man sich außerstande sieht, eine nichträumliche Gegenwart anzunehmen. Indem es aber gelingt aufzuweisen, daß die Annahme einer nichträumlichen Gegenwart nicht nur nicht widersprüchlich, sondern sogar die Bedingung der Möglichkeit dafür ist, daß man von räumlicher Gegenwart sinnvollerweise reden kann, ist nicht nur die Zulässigkeit, sondern auch die Notwendigkeit der dialektischen oder aporetischen Redeweise zumindest in diesem Fall gerechtfertigt.

Die grundsätzliche Klärung der Frage von Identität und Differenz

Hier kommt dann noch eine weitere, umfassende Aufgabe der Metaphysik in Sicht. Sie muß die analoge, bzw. die dialektische Redeweise der Metaphysik nicht nur in den jeweiligen Einzelfällen, sondern ganz allgemein rechtfertigen, und indem sie das tut, muß sie eine gewisse Gebrauchsanweisung bereitstellen, die es uns möglich macht, die richtige Verwendung der dialektischen Aussagen von jeder Pseudodialektik zu unterscheiden. Ich habe hier die Bezeichnung „Gebrauchsanweisung“ absichtlich verwendet und nicht einfach von Regeln gesprochen. Denn es lassen sich selbstverständlich keine in vollkommener Eindeutigkeit formulierten Regeln für die Abgrenzung des richtigen Gebrauchs der dialektischen Aussagen von einem falschen Gebrauch derselben angeben.

Wie soll nun diese allgemeine Rechtfertigung der dialektischen Redeweise durchgeführt werden? Die Antwort auf diese Frage kann ich hier nicht in der nötigen Ausführlichkeit entfalten, aber ich kann die wichtigsten Schritte, die hier zu machen sind, zumindest andeuten. Dabei geht es übrigens um etwas, was in der bisherigen Geschichte der Metaphysik meistens im Zusammenhang mit anderen Fragestellungen schon oft in Angriff genommen wurde, in den meisten Fällen jedoch auf halbem Wege steckenblieb. Deshalb knüpfen wir hier an die klassische metaphysische Tradition, die sich als Seinslehre verstand, an.

Der *erste Schritt* besteht darin, daß man mit der Einheit der Wirklichkeit ernst machen muß. Es geht also um die grundlegende Einsicht, daß es einheitloses Vieles nicht geben kann, daß also alles, was in welcher Weise auch immer ist, miteinander zusammenhängt, miteinander übereinkommt, und zwar in solchem Maße, daß es nicht nur das Ähnliche, nicht nur das unter irgendwelcher Rücksicht Gleiche, sondern das in letzter Instanz Identische ist. Man muß mit anderen Worten die Grundeinsicht des Parmenides mitvollziehen: Alles ist Seiendes; im Sein kommt alles miteinander überein.

Indem man aber diese Einsicht des Parmenides mitvollzieht, muß man ihn auch übersteigen, verlassen, und darin besteht der *zweite Schritt*. Denn das Sein ist nicht nur dasjenige, worin alles miteinander übereinkommt, worin alles miteinander eins ist, sondern zugleich auch das, worin sich alles voneinander unterscheidet. Also nicht nur die Einheit, die grundsätzliche Identität von allem ist im Sein begründet, sondern auch die jeweilige Verschiedenheit, die jeweilige Differenz von allem, was ist. Wenn nämlich das Sein das eine und alles ist, wenn es das Nichts nicht gibt, dann sind alle Differenzen Seinsdifferenzen, dann gibt es keine Unterscheidungen außerhalb des Seins. An dieser Stelle möchte ich aber etwas ausdrücklich hervorheben, weil es in der gesamten klassischen metaphysischen Tradition vernachlässigt wurde und was sogar bei Hegel mißverständlich geblieben ist, nämlich: Einheit im Sein und Verschiedenheit im Sein, also Identität und Differenz sind gleichwertige Momente; die Identität geht der Differenz nicht voraus. Seiende kommen vom ontologischen Standpunkt aus gesehen in dem überein, worin sie sich unterscheiden, und unterscheiden sich in dem, worin sie übereinkommen.

Weil das alles für das Verstandesdenken ganz absurd klingt, muß der *dritte Schritt* darin bestehen, daß man die relative Berechtigung des vom Verstand ausgehenden Protestes gegen die soeben gemachten Aussagen aufgreift und zeigt, daß die Ansprüche des Verstandes in die umfassendere Wirklichkeitsinterpretation der Vernunft integriert werden können. Zu den Einsichten, die hier entfaltet werden müssen, findet man in der aristotelischen Linie der klassischen metaphysischen Tradition nur schwache Andeutungen. Einige wertvolle Anregungen für diese Aufgabe enthält jedoch das platonisch-neuplatonisch-augustinische Denken. Den Ansprüchen des Verstandes wird man nur dadurch gerecht, daß man zeigt: Es gibt zwei verschiedene Weisen der Einheit oder Identität und zwei verschiedene Weisen der Mannigfaltigkeit oder Differenz. Es gibt eine dem Verstandesdenken entsprechende Identität und Differenz. Hierin kommt der Mangel an Seinshabe und die abstrakte Betrachtungsweise des Seienden zum Ausdruck: Hier schließen sich Identität und Differenz aus, das Identische ist nicht verschieden, und das Verschiedene nicht identisch. Es gibt aber außerdem die der Vernunftferkenntnis entsprechende Identität bzw. Differenz, die gemäß der Seinsfülle

des Seienden gegeben sind. Hier gilt dagegen: Je größer die Identität, desto größer die Differenz. Diese Identität und diese Differenz schließen sich also nicht aus, sondern bedingen sich vielmehr gegenseitig. Damit ist dann auch gesagt, daß nicht nur die Identität, sondern auch die Verschiedenheit Vollkommenheit bedeuten kann, daß es also eine Verschiedenheit gibt, die reine Vollkommenheit besagt. Gemeint ist damit jene Verschiedenheit, die in dem „Auf-jeweils-eigene-Weise-Sein“ besteht, und die sich im Personsein vollendet.

Indem man die Verschiedenheit der Identität und Differenz, die dem Verstandesdenken entspricht, von jener Identität und Differenz, zu der die Vernunft einen Zugang hat, herausstellt, hat man, salopp gesagt, so etwas wie einen „Universalschlüssel“ für die Lösung der philosophischen Aporien geschaffen, und zugleich die Gebrauchsanweisung für die richtige Handhabung der dialektischen Redeweise gefunden. Um das so Gewonnene abzusichern, empfiehlt sich noch ein *vierter Schritt*, der in einer Reflexion auf das Nichtwiderspruchsprinzip besteht. Durch diese Reflexion wird gezeigt, daß man den Satz vom Widerspruch oder das Nichtwiderspruchsprinzip nicht gegen die soeben entfalteten Einsichten hinsichtlich der Identität und Differenz einsetzen kann, da jede Formulierung des Nichtwiderspruchsprinzips eine (meistens nicht wahrgenommene) Zweideutigkeit enthält. Insofern nämlich das Prinzip die klare und eindeutige Trennung der verschiedenen Rücksichten verlangt, ist es nicht ein Prinzip der Wirklichkeit, sondern nur das Prinzip der eindeutigen Rede, weil die Rücksichten nicht etwas Vorliegendes sind, sondern etwas, was der auf Klarheit bedachte Verstand konstruiert. Das Prinzip ist nur allgemeingültig, insofern es die grundsätzliche Unvereinbarkeit von Sein und Nichts aussagt. Aus der Unvereinbarkeit von Sein und Nichts folgt jedoch nicht, daß die Verschiedenen nicht zugleich identisch bzw. die Identischen nicht zugleich verschieden sein können.

Die Integrierung personalistischer Gesichtspunkte in die Metaphysik

Abschließend möchte ich noch eine weitere Aufgabe der zeitgenössischen Metaphysik andeuten. Sie besteht in der Rehabilitierung des Individuellen, das in der gesamten Denktradition der bisherigen Metaphysik vernachlässigt wurde. Diese Rehabilitierung darf allerdings nicht in einer un- oder sogar widermetaphysischen Weise geschehen, d. h. sie darf weder dazu führen, daß man wegen der Anerkennung des Einzelnen das Allgemeine vernachlässigt, noch darf die Hinwendung zum Individuellen die Übernahme einer empiristisch-sensualistischen Position bedeuten. Nur wenn es gelingt, diese beiden Klippen zu vermeiden, die das Denken immer gefährden, wenn das je einzelne betont wird, kann man der personalistisch ausgerichteten Philosophie eine wirklich metaphysische Grundlage geben und sie dadurch von dem ihr oft anhaftenden Ruf der Unverbindlichkeit befreien.

Der Schlüssel für die metaphysische Begründung des personhaft Individuellen liegt in der soeben angegebenen zweifachen Bedeutung der Verschiedenheit und deshalb auch der Individuation. Es gibt eine Individuation oder Vereinzelung, von der das Individuationsprinzip der aristotelisch-thomistischen Metaphysik redet, deren Folge die Begrenzung der Allgemeinheit und deshalb auch die Bruchstückhaftigkeit bzw. die Vereinsamung des Seienden ist. Es gibt jedoch noch eine andere Vereinzelung oder Individuation, die nicht durch Begrenzung der Allgemeinheit, sondern dadurch zustande kommt, daß ein Seiendes dasselbe Sein je anders, auf seine je eigene Weise verwirklicht. Wenn wir von der die Person als solche konstituierenden Individualität reden, meinen wir stets diese Individuation bzw. wir sollten immer nur diese meinen.

Zusammenfassung

Ich habe die verschiedenen Aufgaben, die die zeitgenössische Metaphysik erledigen muß, darzulegen versucht. Sie hängen, wie sich immer wieder zeigte, aufs engste miteinander zusammen. Denn die Metaphysik hat im Grunde nur eine Aufgabe: Sie soll die geistige Dimension der Wirklichkeit bzw. des Menschen erschließen, sie soll den

absoluten Horizont der menschlichen Vernunft bewußt machen. Sie soll damit die relative Absolutheit des Menschen erweisen, soll zeigen, daß der Mensch (und deshalb jeder einzelne Mensch) trotz seiner Endlichkeit und Relativität, da er es stets mit dem Absoluten zu tun hat, ein im Grunde unbedingtes Wesen ist. Die Aufgabe der Metaphysik ist also gegenwärtig keine andere als die, die ihr immer schon zufiel, nämlich das Sprechen von Gott, von Freiheit und Unsterblichkeit zu begründen. Dabei muß sie sich heute besonders sorgfältig mit der Begründung der Möglichkeit der metaphysischen Dimensionen erschließenden Sprache beschäftigen. Indem sie das tut, besorgt sie die einzig tragfähige Begründung dafür, was man „Menschenwürde“ nennt. Die Aufgabe der Metaphysik ist damit letztlich und wesentlich eine ethische. Darum sollte man ihr wegen ihrer Unbescheidenheit auch keine Vorwürfe machen. Sie tut nur ihre Pflicht.